

Des Oheims Erbe.

Novelle von **P. E. v. Areg.**

(Fortsetzung.)

5. (Nachdruck verboten.)

Eine Viertelstunde später schlenderte Philippo Sacconi gemächlichen Schrittes die nach dem Marktplatze führende Hauptstraße hinab, in welcher das Hotel „Zum Großherzog von Toskana" belegen ist. Er trieb sich anscheinend absichtlos auf der Straße umher, denn bald pfiff er im Weitergehen eine Opernmelodie leise vor sich hin, bald schaute er einem ihm begegnenden hübschen Kinde in's Gesicht, bald blieb er vor dem Schaufenster eines Händlers stehen, um mit Aufmerksamkeit die ausgelegten Waaren zu betrachten; aber alles das war nur Schein, denn seine Augen blickten immer und immer wieder mit großer Aufmerksamkeit auf die Thorfahrt des „Großherzogs von Toskana", als erwarte er von dort das Herauskommen einer Person.

Er wurde übrigens vom Glücke begünstigt; noch war keine Viertelstunde verflossen, als er Friedrich, den Diener des deutschen Barons, aus dem Hotel kommen und nach der Seite der Straße einlenken sah, auf der er sich selbst befand.

„Grüß Gott," sagte Jener, als er ihn erreichte, indem er ihm die Hand bot, „wo geht der Weg hin? Haben Sie schon das Liebchen besucht und sich durch sie über die Unbilden trösten lassen, die Ihre dreitägige Gefangenschaft über Sie gebracht hatte?"

„Das hab' ich Alles schon besorgt, Signor Federigo, Sie können leicht glauben, daß meine arme Marietta vor Schmerz und Sehnsucht nach mir beinahe vergangen ist."

„Wie, Marietta heißt Ihr Liebchen? Es ist doch nicht gar unseres Wirths Tochter da in dem Gasthofe, wo wir wohnen?"

„Es ist so, Signore, wie Sie sagten, aber ich bitte Sie bei allen Heiligen, verrathen Sie nichts davon weder an den Wirth, noch an seine Frau, denn Beide wollen nicht leiden, daß mich ihr Kind lieb hat, weil ich ein gar so armer Schlucker bin. Aber lassen wir das, Signor Federigo, es ist kein bloßer Zufall, daß ich Sie hier treffe, ich hatte Sie vielmehr hier erwartet."

„So lassen Sie mich hören, was Sie zu mir führt, junger Freund."

„Ich wollte um Ihre gütige Fürsprache bei Ihrem Gebieter bitten, weil ich nicht im Stande bin, augenblicklich das für mich bezahlte Geld zu erstatten."

„Beunruhigen Sie sich darüber nicht, junger Freund. Mein Herr ist nicht hier in Parma sitzen geblieben, um auf die Rückzahlung jener für ihn gar nicht in Betracht kommenden Summe zu warten."

„Ich danke Ihnen, Signor Federigo. Aber ich bin mit meinem Anliegen noch nicht zu Ende."

„Los denn, heraus mit dem, was auf Ihrer Zunge liegt!"

„Sind Sie ein Kenner von Wappenschildern, Signor Federigo? Ich meine von solchen Schildern, wie sie die Nobili führen."

„Ich verstehe von eurem italienischem Wappenkram nichts. Wenn es sich um ein deutsches Geschlechtswappen handelte, da würde ich eher meinen Mann stehen."

„Es ist nicht von einem Wappen hier ansäßiger Geschlechter die Rede, Signor Federigo; denn von diesen Dingen habe ich selbst durch meinen Beruf eine nicht ungewöhnliche Kenntniß erlangt. Jenes Schild ist mir durch einen Zufall in die Hände gerathen und stammt, Gott mag es wissen, woher."

„So lassen Sie mich einmal hören, wie es eigentlich aussieht."

„Ueber dem Schilde befindet sich ein Helm mit geschlossenem Visir, von drei Federn überragt. Das Wappen trägt in zwei sich schräg gegenüber stehenden Feldern je einen geharnischten Ritter mit blankem, hoch erhobenem Schwert, in den beiden anderen je eine Faust..."

Friedrich faßte in diesem Augenblicke den jungen Mann fest am Arme, so daß dieser über die Gewalt seines Griffes erstaunt mit seiner Rede inne hielt. Aber ebenso plötzlich, als er zugegriffen hatte, ebenso rasch ließ Friedrich den Arm Philippo's wieder los; seine Gesichtszüge, die bei den letzten Worten des Schreibers einen ernsten und aufmerksamen Ausdruck ange-



Dr. Karl Peters. (S. 339)

nommen hatten, zeigten wieder die gewöhnliche Ruhe, er steckte seinen Arm durch den des Schreibers und sagte: „Lassen Sie mir nur den alten Kram vorläufig bei Seite, wir finden schon ein andermal Gelegenheit, wenn es Ihnen Spaß macht, darüber zu reden. Jetzt, das muß ich Ihnen offen gestehen, fehlt mir dazu die Lust, denn meine deutsche Leber verlangt entschieden nach einem Abendtrunke. Wenn Sie also eine gute Osteria kennen, in der man ein Glas trinkbaren Weines erhalten kann, so zögern Sie nicht, mich hinzuführen: es versteht sich von selbst, daß Sie mein Gast sein müssen."

„Ich nehme Ihre Einladung dankbar an, Signor Federigo, und werde Sie zu einem Wirthe führen, bei dem wir den besten und feurigsten Syrakuser finden, der jemals über zwei durstige Lippen geflossen ist."

„Das wird das Rechte sein, mein junger Freund! Sie sind noch so jung an Jahren, daß Sie nicht wohl ermessen können, wie nothwendig dem Körper eine zeitweilige Stärkung ist, die man, ich kann es nicht in Abrede stellen, durch euren Wein ganz vortrefflich erreicht."

So schlenderten sie miteinander die Straße hinab, über den Marktplatz der Stadt und durch ein enges Seitengäßchen, von dessen Ende ihnen die erleuchteten Fenster der Osteria entgegen winkten Sie traten in die geräumige Gaststube, die nur mäßig besetzt war, und fanden einen Winkel in der Nähe eines der Fenster, wo sie sich bequem niederlassen und ungestört zu unterhalten vermochten. Bald stand der bestellte Wein vor ihnen, der bei der sofort vorgenommenen Probe den vollgiltigsten und nachdrücklichsten Beifall des Deutschen fand.

„Das ist ein Tropfen," sagte er, indem er voll Höflichkeit sein Glas gegen seinen Gefährten neigte, „der im Stande wäre, einen Todten auszuerwecken."

„Ich bin erfreut," sagte der Schreiber, indem er selbst mit sachkundiger Zunge den Wein prüfte, „daß dieses Gewächs sich Ihres Beifalls erfreut; denn es wäre für ein Parmeser Kind doch gewiß eine Schande, wenn es einen Fremden nicht in eine Osteria zu führen wüßte, in der man ein wirklich gutes Glas Wein findet."

„Sie sind hier in Parma geboren?"

„Gewiß, Signor Federigo Auch mein Vater, der gerade wie ich Schreiber bei dem Advokaten Monaco de la Valetta war, und meine Mutter sind hier in Parma geboren."

„Sind Ihre Eltern noch am Leben?"

„Nur meine gute Mutter, Signor Federigo. Mein Vater starb vor drei Jahren ganz plötzlich."

„Was verdienen Sie mit Ihrer Schreiberei, mein junger Freund?"

„O, der Verdienst ist gering genug. Wir haben während einer Woche nur zwei römische Thaler zu verzehren, welcher Umstand Ihnen deutlich zeigen wird, daß wir nicht im Ueberflusse schwelgen können"

„Ihr Vater hinterließ Ihnen nichts, wovon Sie mit Ihrer Mutter zu leben vermöchten?"

„Nichts derartiges, Signor Federigo. Und doch stammt aus seiner Verlassenschaft etwas, von dem ich schon sprach."

„Und das wäre?"

„Das Wappenschild – "

„So, so. Wo fanden Sie denn dieses Wappenschild?"

„Ausgeprägt auf einem Siegelabdrucke, der sich unter den Papieren meines Vaters vorfand."

„Würden Sie sich wohl dazu verstehen, mir dieses Siegel einmal zu zeigen? Denn es wäre doch immerhin nicht unmöglich, daß ich aus dem Anblick desselben besser, als aus Ihrer Beschreibung zu erkennen vermöchte, wo denn eigentlich dieses Wappenschild hingehört."

„Ich bin in der Lage, Ihrem Wunsche sogleich entsprechen zu können. Denn da ich mit der Absicht ausging, Sie über jenes Wappenschild zu befragen, so steckte ich das betreffende Couvert zu mir."

Er zog aus der Brusttasche seines Rockes jenes unscheinbare Couvert ohne alle Aufschrift, das mit dem in Rede stehenden Wappenabdruck verschlossen war, und reichte es dem Diener des Barons hin.

Friedrich nahm das Couvert, welches ihm Philippo Sacconi überreicht hatte, betrachtete es aufmerksam von allen Seiten und ließ seinen Blick lange auf dem darauf befindlichen Siegelabdruck ruhen. Während er sich dieser Besichtigung hingab, ließ er keine Miene, keine Bewegung des Anderen aus dem Auge, aber Philippo sah seiner Beschäftigung mit einem so offenbaren Ausdruck der Neugierde auf seinem unschuldig offenen Gesichte zu, daß der Verdacht, es handle sich hier um eine Hinterlist des Schreibers, ihm wieder entschwand.

„Das ist also das Wappenschild, das Ihr Interesse erregt, mein junger Freund," sagte Friedrich erregt, „ich muß Ihnen gestehen, daß mir dasselbe nicht ganz unbekannt erscheint. Darüber aber, ob meine Vermuthungen über den Ursprung dieses Wappens begründet sind, werde ich wohl am besten durch eine Anfrage bei meinem Herrn Auskunft erhalten. Sie gestatten deshalb wohl, lieber Philippo, daß ich dieses Couvert zu dem gedachten Zwecke einstweilen an mich nehme."

„Ich überlasse es Ihnen gern," versetzte Philippo, „aber ich bitte Sie. Signor Federigo, stellen Sie es mir morgen wieder zu."

„Es soll morgen unversehrt wieder in Ihre Hände gelangen, noch besser aber vielleicht ist es, wenn Sie die Güte haben wollen, mich nach unserem Absteigequartiere zu begleiten, da können Sie gleich persönlich hören, wie der junge Baron über dieses Wappen denkt und Ihr Eigenthum gleich wieder in Empfang nehmen."

Hiermit zeigte sich Philippo vollkommen einverstanden. Beide leerten ihre Gläser und brachen dann auf, um nach dem „Großherzog von Toskana" zurückzukehren.

Dort schritt in seinem Zimmer, das bereits vom Scheine der angezündeten Kerzen erhellt wurde, der junge Baron Franz v. Stauffen nachdenkend auf und ab. Er überlegte und erwägte, wie und wo er am besten mit den Nachforschungen über das Ende seines Vaters und über den Verbleib des Erbes wohl beginnen könne, aber wie ein Alp lag die Sorge auf seiner Brust, daß der Mangel jeder Handhabe zum Beginne eines erfolgreichen Vorgehens ein solches überhaupt fast ganz in Frage stelle.

Bei solchen Meditationen wurde er durch den Eintritt seines Dieners unterbrochen, der den Schreiber Philippo Sacconi zu ihm führte, in gedrängter Kürze von seinem Zusammentreffen mit Philippo am Abend erzählte, von der Unterredung, die er mit diesem gehabt, und ohne eine weitere Andeutung seinem Herrn das Couvert überreichte, das er Jenem vor Kurzem abgenommen hatte.

Kaum hatte der Baron das Siegel des Couverts erblickt, als er fast einen Schrei ausstieß; seine Augen wurden feucht, ein Gefühl der Wehmuth prägte sich auf seinen Gesichtszügen aus, er hob das Siegel zu seinem Munde und drückte seine Lippen darauf.

„Das ist das Wappen des Geschlechtes Stauffen," sagte er mit Stolz, und setzte mit weicher Stimme hinzu: „Meines Vaters Hand allein kann es an diesem Platze abgedrückt haben."

„Das war von dem Augenblick an, als mein Auge sich darauf heftete, auch meine Ansicht, gnädiger Herr," rief Friedrich. „Allein ich hielt damit an mich und hütete mich, es auszusprechen, denn ich fürchtete zuerst ein verdecktes Spiel, das von uns feindlicher Seite gegen uns begonnen würde. Aber ich überzeugte mich bald, daß unser junger Freund hier nichts, was nach Lug und Trug schmeckt, im Schilde führt. Er erscheint mir vielmehr von aufrichtiger Dankbarkeit erfüllt und weit davon entfernt, das Gute, das ihm durch Sie widerfuhr durch einen Schurkenstreich zu vergelten."

„O Signore," sagte der Schreiber, mit vollem offenem Blicke zu dem Baron aufsehend, „Sie können mir ohne Scheu vertrauen. Ich bin zwar nur ein sehr armer Mensch, aber ich bin weder falsch, noch untreu."

„Ich will Ihnen Vertrauen schenken, junger Mann," entgegnete der Baron, „bleiben Sie aber eingedenk, daß über Alles, was Sie hier erfahren, unverbrüchliches Schweigen beobachtet werden muß. Wollen Sie unter dieser Bedingung mein Vertrauen genießen, so geben Sie mir als Unterpfand Ihren Handschlag."

Philippo legte ohne Zögern seine Hand in die Rechte des Barons, der sie kräftig drückte.

„Wir sind nicht hierher gekommen," fuhr der deutsche Edelmann fort, „die Annehmlichkeiten eines südlichen Frühjahres zu genießen; ein sehr wichtiges und ernstes Geschäft ist es, was uns herführt. Vor fünf Jahren verließ mein Vater Deutschland, um eine der Familie hier in Parma zugefallene reiche Erbschaft zu erheben. Das hat er denn auch glücklich ausgeführt, wie uns seine eigenen Briefe in die Heimath anzeigten; aber acht Tage, nachdem ihm von den hiesigen Gerichten als Erbschaftsgut die Summe von fünfzigtausend Dukaten ausgezahlt worden war, ist er mit all' dem Gelde verschwunden, und es ist uns niemals bis auf den heutigen Tag gelungen, irgend eine Spur von ihm wieder aufzufinden. Darum, mein junger Freund, bin ich selbst, sein Sohn, und mit mir sein treuester Diener, unser Friedrich dort, von der Heimath aufgebrochen, um den Versuch zu machen, ob wir von dem Verschollenen nicht irgend etwas zu entdecken vermöchten. Soll ich da nicht eine deutliche Schicksalsfügung darin finden, daß Sie am ersten Tage meiner Anwesenheit in Parma mit diesem Couvert zu mir kommen, das ohne Zweifel von meinem Vater stammt, weil es mit seinem Siegel verschlossen ist? Betrachten Sie diesen Ring an meinem Finger, Philippo! Sie finden auf ihm das Wappen des Siegels in vollkommen gleicher Form und Größe eingravirt. Einen ganz gleichen Ring trug mein Vater; es existiren überhaupt nur zwei solche Ringe, von denen der eine stets von dem Aeltesten des Geschlechtes, der andere von dessen ältestem, erbberechtigten Sohn getragen wird. Das Couvert, das ich in meiner Hand halte, ist vorher niemals von meinen Augen gesehen worden; es kann demnach nur von meinem Vater herrühren, der im Besitze des zweiten Siegelringes war."

„Welch' eine Freude bescheeren mir die lieben Heiligen, daß sie mir gewähren, Sie, Signore, in den Besitz einer Sache setzen zu können, auf die Sie so großen Werth legen!" sagte Philippo.

„Ich werde Sorge tragen," erwiederte ihm der Baron, „daß Sie sich noch öfter bei den lieben Heiligen bedanken können. Doch jetzt sagen Sie mir zunächst, seit wie lange sind Sie oder Ihr Vater im Besitz dieses Couverts?"

„In meinem Besitze befindet es sich seit drei Jahren, Signore, ich bin aber leider nicht im Stande, auch nur annähernd angeben zu können, wie lange mein Vater dasselbe aufbewahrt hat; denn ich fand es nur nach seinem Ableben unter seinen Papieren, die er verschlossen hielt, wäh-

rend er bei Leibzeiten darüber niemals etwas weder gegen meine Mutter, noch gegen mich verlauten ließ."

„Dieser Umstand vermehrt nur die Wahrscheinlichkeit, daß das Couvert aus meines Vaters Hand stammt; denn wenn ein Anderer es Ihrem Vater anvertraut hätte, Philippo, so würde er bei dem Tode des Letzteren sicherlich gekommen sein, es zurückzufordern."

„Oeffnen Sie das Couvert, gnädiger Herr," rief Friedrich, der mit den Zeichen äußerster Spannung keinen Blick von dem ominösen Gegenstande seiner Neugier verwendet hatte, „ich sterbe vor Verlangen, zu erfahren, welche Nachrichten von meinem guten Herrn darin enthalten sind."

„Sind Sie Willens, Philippo," fragte der Baron, „mir dieses Couvert zu überlassen?"

„Gewiß, Signore, gewiß."

„Noch kann ich nicht beurtheilen, welchen Werth es für mich haben wird. Allein das verspreche ich Ihnen, Philippo, wenn dasselbe für mich nicht überhaupt werthlos ist, so sollen Sie reich belohnt werden. Sollte aber auch ganz wider mein Erwarten der Inhalt sich ohne allen Werth erweisen, so erlasse ich Ihnen hiermit die Summe für Ihre Befreiung aus den Händen der Briganten."

„O Signore, Sie machen mich zum glücklichsten aller Sterblichen," rief Philippo und schickte sich an, die Hand des Barons zu küssen, was dieser aber nicht duldete.

Er erbrach das Siegel und öffnete das Couvert; aber zu seinem Erstaunen fand sich darin weder ein eingelegter Papierbogen, noch ein Blatt, es schien leer zu sein. Mit bebender Hand ergriff er ein Messer, und schnitt es an der einen Seite völlig auf. Da fiel zu seinem größten Erstaunen eine Anzahl kleiner Papierschnitzel heraus, die ganz unten in einer Ecke gelegen hatten.

Kaum erblickten die Augen der drei Anwesenden diese Schnitzel, als auch alle Drei die Hände ausstreckten, um sich in den Besitz einiger derselben zu setzen. Aber wenn Aller Miene bei diesem Beginnen die Zeichen der äußersten Spannung zeigten, so machte diese in wenig Augenblicken einer allgemeinen Enttäuschung Platz; denn keiner von allen Dreien entdeckte an diesen Schnitzeln etwas, was ihren Hoffnungen irgend welche Nahrung zu gewähren im Stande gewesen wäre. Die Schnitzel bestanden aus etwa vier Centimeter langen, unten spitz, oben breit auslaufenden, also keilförmigen Stücken weißen Schreibpapiers, das nur auf einer Seite beschrieben war. In dieser Beziehung glich ein jedes Schnitzel dem anderen; es war jedoch vollkommen unmöglich, auf einem derselben von dem, was darauf niedergeschrieben war, etwas anderes, als einen oder zwei Buchstaben zu entziffern, denn selbst an der breitesten Stelle waren diese Schnitzel noch keinen Centimeter breit. Aber gerade an dieser breitesten Stelle — und darin waren sie von einander verschieden — trug jedes eine andere Zahl.

„Eine getäuschte Freude," sagte Friedrich, der der Erste war, welcher die von ihm ergriffenen Schnitzel wieder auf den Tisch legte.

„Es ist nur eine Spielerei," meinte Philippo, ihm nachfolgend.

„Ihr irrt euch Beide," entgegnete ihnen der junge Edelmann. „Dafür, daß der von uns gefundene Inhalt von Wichtigkeit ist, bürgt mir meines Vaters Siegel. Laßt uns also mit aller Ruhe und Bedachtsamkeit versuchen, ob wir nicht vermögen, aus diesem scheinbar sinnlosen Durcheinander uns einige Aufklärung zu verschaffen."

Er ließ sich am Tisch nieder und breitete die Schnitzel vor sich aus, während die beiden Anderen mit Aufmerksamkeit sein Thun verfolgten. Er entdeckte, als die Schnitzel alle vor ihm ausgebreitet lagen, sogleich einen Umstand, der ihm vorher hatte entgehen müssen.

„Diese Schnitzel," sagte er, „sind numerirt und tragen die Zahlen eins bis achtzehn. Legen wir sie also zunächst in dieser Reihenfolge zusammen, um zu versuchen, ob wir so zu einem Resultat gelangen."

Es schien, als ob sich in solcher Weise thatsächlich ein günstiges Resultat ergeben wolle, denn die einzelnen Streifen nach der Reihenfolge der achtzehn Nummern und mit den spitzen Enden gleichmäßig zusammengelegt, schienen vollkommen einer zu dem anderen zu passen und bildeten so einen vollständig abgeschlossenen Halbkreis. Sobald man aber versuchte, die Buchstabenschrift zu entziffern, stand man vor demselben Räthsel, wie früher. Die Buchstaben standen nicht unter einander im Zusammenhange, sie ergaben kein Wort, viel weniger einen Sinn.

Der Baron ließ sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht abschrecken; er fügte die Schnitzel in vielfältig veränderter Art aneinander, aber seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Nach mehr als einstündigen Versuchen ließ er die Hände sinken. „Laßt uns morgen diese Versuche weiter fortsetzen, für heute ist es zu spät; wir quälen uns ohne Erfolg."

„Also glauben Sie, gnädiger Herr, daß es uns trotz des heutigen Mißerfolges bei Ausdauer doch noch gelingen wird, aus diesen Schnitzeln ein Resultat zu ziehen?"

„Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben."

„Erlauben Sie mir, Signore, mich mit einem einzigen Worte einzumischen," warf Philippo ein. „Ich möchte mir erlauben, eine Warnung auszusprechen. Ich theile mit Ihnen die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Entdeckten, ich trage mich aber nicht weniger mit der Furcht, daß von irgend einer Ihnen feindlichen Seite der Versuch gemacht werden könnte, Sie dieses kaum errungenen Besitzes wieder zu berauben."

„Ohne Furcht, Philippo, ich werde dieses Couvert mit seinem Inhalt unter so sicherem Verschlusse verwahren, daß Niemand dazu zu gelangen vermag"

„Trauen Sie keinem Schlosse, Signore, und keinem Riegel, denn man hat Mittel, alle Schlösser zu öffnen, ohne daß man einen Schlüssel dazu braucht."

„Mißtrauen Sie unserem höflichen Wirth Baptista? Sollte dieser Ehrenmann thatsächlich mitunter Gelüste verspüren, die Effekten seiner Gäste einer Visitation zu unterziehen?"

„Ich bin weit entfernt, in solcher Beziehung einen Verdacht zu hegen, aber ich bitte Sie dringend, Signore, lassen Sie meine Warnung nicht unbeachtet."

„Wie wäre es, gnädiger Herr," mischte sich Friedrich ein, „wenn Sie, um allen Möglichkeiten vorzubeugen, Philippo das Couvert zur weiteren Verwahrung anvertrauten?"

„Es wäre das ein Ausweg," antwortete der Baron nach kurzem Nachdenken, „aber ich erwäge eben bei mir eine noch bessere Aushilfe für den Fall, daß wir eine Visitation unseres Gepäckes ohne unsere Zuziehung zu gewärtigen hätten. Sie sind ein Meister im Schreiben, Philippo, getrauen Sie sich nicht, achtzehn solche Papierschnitzel herzustellen, wie sie da vor mir liegen, nur insoweit von diesen verschieden, daß Sie andere Buchstaben auf dieselben setzen?"

„Es wird für mich eine leichte Mühe sein."

„Versuchen Sie möglichst die Handschrift nachzuahmen und bringen Sie mir die Schnitzel morgen früh. Ich überlasse Ihnen eines der achtzehn zur Probe. Und hier empfangen Sie auch eine kleine Summe, die ich Ihnen für die Ueberlassung des Couverts schulde. Es sind hundert römische Thaler."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl Peters.

(Mit Porträt auf Seite 337.)

Der kühne Afrikareisende Dr. Karl Peters, der schon einmal Todtgesagte, ist glücklich wieder in der Heimath eingetroffen und mit wohlverdienten Ehren begrüßt worden. Wohl konnten die beiden Hauptziele, die seine letzte Expedition sich gesetzt hatte, die Heimführung Emin Pascha's und die Ausdehnung des deutschen Gebietes in Ostafrika nach den Nordgestaden des Viktoria-Nyanza, nicht verwirklicht werden, allein das war nicht seine Schuld, und soweit es an ihm lag, hat er die ihm gestellte Aufgabe mit einer Hingebung, Ausdauer und Umsicht gelöst, die Bewunderung verdienen. Wir bringen auf S. 337 das Bildniß des Reisenden, der am 27. September 1856 in Neuhaus an der Elbe geboren ist. Nach beendeten Universitätsstudien promovirte er 1879 in Berlin zum Doktor der Philosophie und habilitirte sich im folgenden Jahre an der dortigen Universität. Nach einem längeren Aufenthalte in London und einer Reise durch die bedeutenderen Staaten Europa's heimgekehrt, gründete Peters in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, in deren Auftrag er am 1. Oktober 1884 in Begleitung von Jühlke und Graf Pfeil, ausgerüstet mit unumschränkten Vollmachten für einen Landkauf in Ostafrika, über Triest nach Sansibar und von da auf das ostafrikanische Festland ging. Durch ihn wurde alsdann der dortige deutsche Kolonialbesitz gegründet, und schon am 1. Februar 1885 traf er wieder in Europa mit zwölf rechtsgiltigen Verträgen ein, welche der oben genannten Gesellschaft die Landschaften Usegua, Nguru, Usagara und Ukami sicherten. Er trat dann an die Spitze der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, begab sich im März 1887 nach dem Gebiete derselben und kehrte Anfang 1888 nach Berlin zurück, um sich im Februar 1889 an die Spitze der Emin-Pascha-Expedition zu stellen. Er hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er mit derselben endlich von Witu aus nach dem Innern vordringen konnte. Nach einiger Zeit aber verbreitete sich, fast gleichzeitig mit der Nachricht, daß Stanley und Emin im Anmarsche auf die ostafrikanische Küste begriffen seien, die Kunde, daß Peters ein Opfer seines kühnen Unternehmungsgeistes geworden sei, und es dauerte lange, bis endlich die sichere Nachricht kam, daß er und sein Begleiter, Lieutenant v. Tidemann, wohlauf seien. Emin Pascha zwar war inzwischen längst in Sansibar angelangt, und Peters ist erst auf dem Rückmarsche in Mpuapua mit ihm, der bereits seinen neuen Zug in das Innere angetreten hatte, zusammengetroffen, was er selbst als einen „bewegenden Abschluß seiner Expedition" bezeichnet.

Ein schlechter Sänger.

(Mit Bild auf Seite 340 und 341.)

In eine Dorfschule versetzt uns Wilhelm Schütze's von feiner Beobachtung zeugendes Genrebild, das wir auf S. 340 und 341 im Holzschnitt wiedergeben. Der Herr Lehrer hält mit seinen Zöglingen beiderlei Geschlechts gerade eine Singstunde ab, wobei die Meisten Dank ihrer angeborenen Begabung ihre Sache auch recht brav machen. Nur des Müllers Hans, sonst ein recht fleißiger Schüler, mit dem der Lehrer wohl zufrieden ist, besitzt absolut kein musikalisches Gehör und vermag nicht einen einzigen Ton zu treffen. Unser Bild gibt einen Moment wieder, wo Hans abermals vergebliche Versuche macht, den Weisungen des Lehrers zu entsprechen. Nur den Ton, welchen ihm dieser auf der Geige angibt, soll er richtig nachsingen, aber alle Mühe ist vergebens. Er bringt so falsche Laute hervor, daß seine Mitschüler ihre Heiterkeit nicht mehr zu verbergen vermögen, und die eine Kleine sich sogar beide Ohren zuhält.

Ein spanisches Liebespaar.

Nach einer wirklichen Begebenheit mitgetheilt

von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Im Nordosten Spaniens liegt die fruchtbare Landschaft Aragonien, welche einst ein selbstständiges Königreich bildete, bis sie mit Spanien vereinigt wurde. Aragonien selbst theilt sich wieder in verschiedene Provinzen,

von denen die südlichste Teruel heißt, ebenso wie ihre Hauptstadt, welche am Zusammenfluß des Guadalaviar und Rio Alhambra, 2800 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, gelegen ist.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts spielte in dem Städtchen Teruel jene merkwürdige Begebenheit sich ab, von der die Chroniken Spaniens Folgendes berichten:

Es war im Jahre 1217, als der König Jayme von Aragonien zu Teruel seinen Hof hielt und dort ein tapferes Heer sammelte, um gegen den berühmten Maurenkönig Abu Ali von Valenzia zu ziehen. Da dieser Maurenfürst an Tapferkeit und Stärke seines Gleichen suchte, so bot Don Jayme die ganze Ritterschaft von Aragonien, berühmt von Alters her durch Tapferkeit und adelige Sitte, gegen ihn auf. Ihr folgte alle nur irgend waffenfähige Mannschaft als Fußknechte und Reisige.

In Teruel lebte zu dieser Zeit ein reicher Mann, Don Pedro de Segura, dessen schöne Tochter Isabella die Bewunderung der ganzen Stadt war. Unter allen stolzen Rittern Aragoniens, welche um die Gunst der holden Schönheit sich bewarben, war jedoch kein Einziger, der ihr Herz höher schlagen machte. Die Liebe fragt ja nicht nach Stand und Reichthum, und so kam es, daß gerade der Aermste und Aussichtsloseste von allen ihren Bewerbern schließlich ihr Herz gewann.

Don Juan de Marzillo war ein junger Rittersmann von edler Abkunft; auch war er so schön und stattlich, als tapfer, aber trotz aller seiner Vorzüge so arm an weltlichen Gütern, daß Isabella, die ihren Vater kannte, lange zögerte, ihm die Mittheilung von ihrer Liebe zu Don Juan de Marzillo zu machen. Don Pedro war auch in der That auf's Aeußerste erzürnt, daß seine Tochter ihr Herz an einen so armen Ritter gehängt, und Alles, was die schöne Isabella erlangen konnte, war, daß er versprach: wenn Don Juan de Marzillo innerhalb fünf Jahren ein reicher, angesehener Mann sein werde, wolle er seine Einwilligung nicht versagen, andernfalls jedoch müsse Isabella nach Ablauf dieser Frist den Freier nehmen, den er selber für sie wählen würde.

Was glaubt und hofft man nicht Alles, wenn man jung ist, und so glaubten und hofften auch unsere Liebenden. Don Juan beschloß sogleich gegen die Mauren mitzuziehen, um nebst Gold und Ehre sich so auch die Geliebte zu erkämpfen. Schwer war die Trennung, herzbrechend der Abschied, aber die Hoffnung lächelte den Liebenden troſtreich zu, und am bestimmten Tage befand sich auch Don Juan de Marzillo mit all' den anderen Tapferen, welche die Zierde der aragonischen Ritterschaft bildeten, draußen auf dem Campo grande, vor dem Thore Teruels, wo der König selber sich an ihre Spitze stellte, um sie in den Kampf zu führen.

Beinahe fünf Jahre hatte bereits der Krieg zwischen den Christen und den Mauren gedauert, und weil schon viele aragonische Ritter von dem Schwert der Heiden gefallen waren, so verbreitete sich eines Tages in Teruel das Gerücht, daß auch Don Juan de Marzillo das gleiche Schicksal getroffen habe.

Grenzenlos war Isabella's Schmerz bei dieser Nachricht, doch noch immer konnte und wollte sie die Hoffnung nicht aufgeben, obwohl ihr Vater bereits in sie drang, nun auch ihr Versprechen zu halten, und dem reichen Don Rodrigo de Alzagra, der sie längst anbetete und dessen Werbung er begünstigte, das Jawort zu ertheilen

„Noch sind die fünf Jahre nicht zu Ende," erwiederte hierauf fast unnatürlich ruhig Donna Isabella. „Und ehe nicht der letzte Glockenschlag verklungen ist, der sie beendigt, eher reiche ich nicht Don Rodrigo meine Hand."



Ein schlechter Sänger. Nach einem Gemälde von Wilh. Schütze. (S. 339)

Don Pedro zuckte unwillig die Achseln. Er war so sicher, daß der unwillkommene Schwiegersohn für immer beseitigt sei, daß er bereits die Vorbereitungen zur Vermählung traf, damit nach Ablauf der vertragsmäßigen fünf Jahre auch nicht ein Tag Verzögerung eintreten sollte.

So verging wie im Flug die kurze Zeit, welche noch an der vereinbarten Frist fehlte.

Mit dem Läuten der Vesperglocke hatte vor fünf Jahren Don Juan de Marzillo Teruel verlassen, bevor der letzte Ton des Vesperglöckleins nicht verhallt war, wollte Donna Isabella nicht dem ihr aufgedrungenen Freier zum Altare folgen. Wie eine Bildsäule, so starr und weiß, ließ sie auf Befehl des Vaters sich von den Dienerinnen schmücken. Ach! ihre Gedanken weilten nicht hier bei all' dem eitlen Tande; sie suchte in der Ferne einen unbekannten stillen Ort mit einem einsamen, verlassenen Grabe, das den Geliebten in sich barg.

Die Dienerinnen hatten ihr trauriges Geschäft beendigt Die reichgeschmückte Herrin hatte das Ansehen einer Todtenbraut. Da trat Don Pedro ein mit dem von ihm erwählten Schwiegersohne, Beide ebenfalls in reichen, festlichen Gewändern. Rodrigo de Alzagra wollte mit jugendlichem Feuer seiner Braut entgegeneilen, doch Isabella wies ihn mit einer so entschiedenen Geberde von sich, daß er bestürzt einige Schritte zurücktaumelte.

„Ich bitte Euch um einige Minuten Gehör, Don Rodrigo," sprach sie mit unnatürlicher Ruhe und ohne auf das Stirnrunzeln ihres Vaters zu achten.

Dieser schien auf Alzagra's zustimmende Verneigung eine Einsprache erheben zu wollen. „Das Brautgefolge wartet!" sprach er.

„Die Vesperglocke hat noch nicht geläutet!" erwiederte bedeutungsvoll Donna Isabella. „Ich muß noch ein paar Worte mit Don Rodrigo sprechen."

Auf Alzagra's Bitte entfernte sich denn auch endlich Don Pedro; die Dienerinnen hatten bereits beim Eintritt der beiden Männer das Gemach verlassen.

Isabella entdeckte nun mit bewegten Worten Demjenigen, der ihre Hand begehrte, daß ihr Herz gefesselt sei für ewig, ob an einen Todten, einen Lebenden, das freilich vermöge sie ihm nicht zu sagen

„Das Alles ist mir wohl bekannt, Schönste aller Frauen," erwiederte Rodrigo. „Jedoch den Todten habe ich wohl kaum zu fürchten, und vor dem Lebenden wollte ich mir schon Ruhe zu schaffen wissen, wenn Ihr erst einmal meine Gattin seid."

„So kann denn nichts Euch bewegen, auf eine Hand freiwillig Verzicht zu leisten, die nicht zugleich das Herz begleitet?" rief Isabella außer sich. „O, laßt als eine Braut des Himmels mich dem irdischen Bräutigam entrinnen. Mein Vater ist unerbittlich, doch Ihr, Ihr sagt, daß Ihr mich liebt — so laßt mich denn zu Euren Füßen —"

„O nicht doch, schöne Donna," wehrte Rodrigo. „Es geziemt Euch nicht, das Knie vor mir zu beugen. Alles, was Ihr wollt, will ich Euch gern zu Liebe thun, nur dieses Eine begehrt nicht von mir, daß ich Euch entsagen soll. Ich bin gewiß, der Tag wird kommen, an dem meine treue Zuneigung Euch rühren wird, und Ihr mir Gegenliebe nicht versagen werdet"

„Niemals!" sagte entschieden Isabella. „Wollt Ihr mich aber trotzdem nicht freilassen, so gewährt mir wenigstens die eine Bitte: laßt mich diesen heutigen Abend allein in meinem Zimmer mit Gebet zubringen."

„Euer Wunsch ist mir Befehl," erwiederte Don Rodrigo. „Nur müßt Ihr nicht verlangen, daß der mich beglückende Vermählungsakt hinausgeschoben werde."

„Sobald die Vesperglocke ausgeläutet hat,"

versetzte blaß wie eine Leiche Isabella, „löse ich mein Versprechen ein und folge Euch zum Traualtare."

Die Glocke hatte geläutet, die Trauung war vollzogen, das reiche Festmahl mit Musik und Tanz und Becherklang war abgehalten, wie ein fürchterliches Traumbild war Alles vor dem wirren Sinn der bleichen Braut vorbeigezogen.

Endlich war die Tafel aufgehoben. Isabella befand sich allein in ihrem Zimmer. Der Mond warf sein volles Licht durch das große, offene Fenster, das in den Garten führte, und beleuchtete mit geisterhaftem Schein die blassen Züge der Neuvermählten, welche vergebens vor dem Bild der heiligen Jungfrau Trost und Ruhe im Gebet suchte.

Da — rauschte es nicht draußen in den Blättern der Kastanien und Granaten?

Donna Isabella hörte nichts davon; sie kniete unbeweglich, als wäre sie von Marmor, vor dem Bilde der Madonna, das eine Ampel schwach beleuchtete. Sie wendete dem Fenster den Rücken und sah auch nicht, wie von draußen ein Mann hineinschaute, und dann — als er die helle, kniende Gestalt erblickte, deren kostbares Brautgeschmeide, das sie noch nicht abgelegt hatte, durch die Dunkelheit blitzte und mit dem Mondschein unheimlich um die Wette leuchtete — ohne Weiteres in's Zimmer sprang.

„Isabella!"

Erschrocken blickte Isabella sich um und hätte fast laut aufgeschrien, als sie die dunkle Gestalt eines Mannes im Mantel vor sich sah, den breiten Hut mit den wallenden Federn tief in die Stirne gedrückt, hätte nicht der Schreck ihr die Zunge gelähmt.

Da warf der Mann Mantel und Hut von sich, und das Auge Don Juan de Marzillo's blickte Isabella entgegen.

Kampf, Wunden, Gefangenschaft, Alles hatte Marzillo ruhmreich überstanden, Geld und Gut erworben, um — unterwegs aufgehalten — nur wenige Stunden zu spät Teruel zu erreichen und dort die Schreckenskunde zu vernehmen, daß Isabella für ihn verloren sei.

„O Isabella, Isabella!" klagte er verzweifelt, „konntest Du nicht wenigstens die Sonne dieses Tages untergehen lassen, der jene fünf Jahre vollendete, bevor Du am Altare das verhängnißvolle Wort aussprachst, das unsere Trennung besiegelte? Ohne Aufenthalt, meinen Wunden und allen Hindernissen trotzend, eile ich hierher nach Teruel, um Dich, die ich errungen will, vermählt zu finden. Das bricht mir das Herz."

Isabella faßte sich zuerst. „Es ist geschehen," sagte sie tonlos. „Wir müssen scheiden, Marzillo — für immer scheiden."

„Einen Kuß nur," bat er, „einen einzigen zum Abschied!"

„Ich bin vermählt!" versetzte Isabella einfach. „Ewig werde ich Dein Bild in meinem Herzen tragen, aber einen Treubruch gegen meinen Schwur kann und darf ich nicht begehen."

Marzillo's Gestalt erbebte in herbem Schmerze. Er blickte sie an, lange und voll Wehmuth, dann sagte er noch mit leiser Stimme: „Lebe wohl, Isabella, lebe wohl!"

Dann wendete er sich der Thüre zu. Doch wenige Schritte nur machte er, dann begann er plötzlich zu taumeln und fiel zur Erde nieder.

Angstvoll stürzte Isabella zu ihm hin. Sie faßte seinen Arm, er sank kraftlos herab; sie richtete das Haupt des Ritters in die Höhe, doch es senkte sich wieder auf die Brust — Don Juan Marzillo war todt.

Der verzweiflungsvolle Aufschrei der ohnmächtig zusammensinkenden Isabella rief Hilfe herbei, und man beschloß, um Aufsehen zu vermeiden, den Verblichenen in der Stille der Nacht vor die Thüre seiner eigenen Wohnung zu tragen und an der Schwelle niederzulegen. So geschah es. Don Juan wurde am anderen Morgen dort aufgefunden, und drei Tage später war ganz Teruel in Bewegung, um das stattliche Leichenbegängniß des edlen Ritters zu schauen.

Er lag, seinem adeligen Stande gemäß, in einem eigenen, offenen Sarge, anstatt in dem allgemeinen, wie es sonst üblich war, aus welchem die Todten wieder herausgenommen, um — nur in ein Tuch gehüllt — versenkt zu werden. Er trug über seinen gewöhnlichen Kleidern eine Franziskanerkutte, weil man dies seiner Seele für nützlich hielt. Auf dem Kopfe hatte er einen Blumenkranz, in den Händen einen Strauß auserlesener Blumen, und zwölf Jünglinge trugen die Bahre in die Kirche, während der Rath der Stadt und alle Vornehmen, darunter auch Don Pedro de Segura und Don Rodrigo de Alzagra, folgten.

Als an dem offenen Sarge die Leichenrede gehalten wurde, drängte eine dicht verschleierte Gestalt sich durch die Menge, flüsterte dem Pfarrer ein paar Worte zu, worauf sie auf den Todten zuschritt und ihr verhülltes Antlitz auf seine blassen Züge drückte. Jedermann glaubte, daß sie eine nahe Verwandte des Gestorbenen sei.

Während nunmehr für die Seelenruhe des Verstorbenen eine Litanei gebetet wurde, sank die Verschleierte plötzlich wie im Uebermaß des Schmerzes mit dem ganzen Körper auf die Leiche nieder. Als die Litanei zu Ende war, näherte sich der Geistliche der Unbekannten und flüsterte ihr die Bitte zu, jetzt sich zu erheben.

Sie hörte nicht, antwortete nicht, auch auf seine wiederholte Bitte nicht. Da erfaßte er sanft ihre Hand, fuhr aber erschreckt zurück. Die Hand war kalt und leblos. Man entschleierte das Antlitz der Dame — sie war todt! Zugleich aber ging ein einstimmiger Ruf des Schreckens durch die Menge, denn man hatte in der Todten die schöne Tochter des Segura, Donna Isabella erkannt.

Laut jammernd stürzte der unglückliche Vater auf die Leiche, starr vor Schmerz und Entsetzen stand Rodrigo.

Man setzte das Begräbniß aus, denn der Regidor der Stadt fand den Fall so merkwürdig, daß er erklärte, erst mit dem Stadtrath darüber berathen zu wollen. Das Ergebniß war der Beschluß des Rathes: die beiden Liebenden fortan nicht mehr zu trennen, sondern sie zusammen in ein größeres Grab in der Kirche zu legen, dessen Monument die Stadt auf ihre Kosten errichten lassen wollte.

So geschah es auch. Links vom Hauptaltare der Kathedrale erhob sich bald darauf ein Denkmal, das die Inschrift zeigte: „Hier liegen die berühmten Liebenden von Teruel."

Und nicht minderen Respekt wie einst das romantisch-ritterliche Volk der Spanier, bewies auch der Tod selber gegen so seltene und heiße, dennoch aber pflichtgetreue Liebe, indem er die durch ihn vereinten Liebenden auch noch im Grabe schonte.

Es war im Jahre 1619, als man diese überraschende Entdeckung machte. Die Kirche sollte damals restaurirt werden, und das Geschenk von tausend Goldstücken zur Verwendung kommen, das eine reiche Dame in ihrem Testamente der Kirche für einen Altar und Stiftung eines ewigen Lichtes vermacht hatte. Man fand hiefür den Platz, wo das Denkmal der Liebenden bis dahin gestanden, am passendsten, und faßte den Beschluß, dasselbe zu versetzen, und, falls die Ueberreste der Liebenden noch vorhanden, diese abermals darunter zu bestatten.

Welch' allgemeines Erstaunen aber ergriff Alle, die sich zu diesem feierlichen Akte versammelt hatten, als die Leichen des berühmten Liebespaares sich völlig unversehrt erwiesen!

Mit Blitzesschnelle drang die wunderbare Kunde durch ganz Aragonien, von Nah und Fern strömte man herbei, und dieser Zudrang bestimmte den hohen Rath von Teruel, die Liebenden gegen ein festgesetztes Schaugeld zum Besten der Stadtarmen einen Monat hindurch öffentlich zu zeigen. Da aber auch nach dessen Verlauf der Zudrang nicht abnehmen wollte, ward der Beschluß gefaßt, die Liebenden von Teruel fortan in einem Glasschranke aufzubewahren, der in einer Abtheilung der Sakristei der Kirche sich befand, denn der hohe Rath erwog, daß der Anblick der Liebenden erbauend und belehrend auf Jung und Alt einwirken müsse, und daß vornehmlich die Jugend Aragoniens daran ein erhebendes Beispiel von Liebe und Treue nehmen könne.

Infolge dieses Beschlusses zeigte jener Glasschrank, der das berühmte Liebespaar von Teruel barg, zwei Figuren, sonderbaren, lebensgroßen Puppen gleichend in ihrer wunderlichen, altmodischen Tracht. Beide aufrecht stehend, er im langen Scharlachmantel mit breiten Tressen als Besatz, den spanischen Hut mit großen Federn auf dem Kopfe; sie in einem seidenen Gewande, dessen einstige Farbe nicht mehr recht erkennbar, dessen Spitzenbesatz ein Opfer der Zeit zum Theil bereits geworden war; von ihm fast nur das Kinn mit kurzem Barte, von ihr ein graubraunes Antlitz, altem Holze ähnlich, sichtbar.

Das waren die Ueberreste des berühmten spanischen Liebespaares: des ritterlichen Don Juan de Marzillo und der schönen Isabella de Segura, wie sie sich erhalten hatten — treu bis in den Tod, ja über diesen noch hinaus.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie gezeigt. Was dann aus ihnen geworden, ist unbekannt. Wahrscheinlich sind sie, wie so vieles Alte und Ehrwürdige, bei den ungeheuren Verwüstungen der Napoleonischen Kriege ebenfalls zerstört worden.

Die Verbrecher und ihre Bekämpfung.*)

Enthüllungen zum Selbstschutze des Publikums.

Von

A. Oskar Klaußmann.

VII. (Nachdruck verboten.)

Das Papiergeld und seine Fälscher.

Es ist eigentlich ganz natürlich, daß zugleich mit der Entstehung des Papiergeldes auch Papiergeldfälscher auftraten, denn es war gar zu verlockend, sich durch die Ausgabe falschen Papiergeldes große Summen zu beschaffen, dann veranlaßte wohl aber auch die kunstlose Herstellung des Papiergeldes zur Nachahmung. Die französischen Assignaten z. B., welche der Republik zuerst über ihre finanziellen Schwierigkeiten hinweghalfen, dann aber die Inhaber schwer schädigten, weil der Staat die Assignaten, die nur noch 1/200 ihres Werthes galten, mit einem Schlage für werthlos erklärte, waren in ihrer Herstellung geradezu lächerlich einfach. Man findet sie heute noch in Raritäten- und Münzsammlungen, und es wäre heutzutage jeder Buchdruckerlehrling im Stande, dieses Papiergeld nachzuahmen.

Gegenwärtig sind die Banknoten der verschiedenen Staaten wahre Kunstwerke graphischer Ausführung, sie sind mit den subtilsten und kompliziertesten Maschinen hergestellt, sie sind auf einem Papier gedruckt, das an und für sich eine Kunstleistung durch seine Zusammensetzung, Zartheit u. s. w. ist, und dennoch schützt das Alles nicht vor Nachahmung.

---

*) Siehe Nr. 37, Jahrgang 1890.

Wenn man bedenkt, wie viel Mühe, Intelligenz, List, Geschicklichkeit und Gefahr von denjenigen Menschen aufgeboten werden muß, welche falsches Papiergeld anfertigen, muß man in der That lebhaft bedauern, daß diese Leute nicht die gleichen Anstrengungen auf ehrliche Arbeit verwenden. Sie würden es jedenfalls auch hier zu etwas Bedeutendem bringen.

Weil aber soviel Mühe und Geschicklichkeit zu dem Verbrechen nothwendig ist, kann es nicht von einer Person allein, sondern nur von ganzen Gesellschaften verübt werden, von Gesellschaften, die stets genau nach demselben Programm arbeiten müssen, und für welche die Gefahr früher Entdeckung schon darin liegt, daß das Geheimniß so viele Mitwisser hat. Unter der Gesellschaft muß sich zum Mindesten ein „Fachmann" befinden, ein Lithograph oder Kupferstecher, und zwar muß dies ein in seinem Fache tüchtiger Mann sein. Ein tüchtiger Arbeiter dieses Genre's aber verdient viel Geld bei ehrlicher Arbeit und gibt sich nicht so leicht zur Falschmünzerei her, er sei denn schon wegen anderer Vergehen vorbestraft oder gerade in Geldverlegenheit. An solche Individuen aber machen sich die Falschmünzer heran, und suchen sie planmäßig zu umgarnen und in ihre Netze zu ziehen. Sie nahen ihnen in der Gestalt helfender und rettender Freunde, als Gönner, die bei ihnen Arbeiten bestellen, und es gelingt ihnen gewöhnlich nach kürzerer oder längerer Zeit, den Umgarnten zum Mitgliede der Fälschergenossenschaft zu machen.

Ist dies geschehen, so muß an die Beschaffung einer Druckerpresse gedacht werden. Solche Pressen sind zwar überall fertig zu haben, aber wenn Jemand, der nicht ein offenes Druckereigeschäft hat, eine solche Maschine fordert, macht er sich bei dem Verkäufer verdächtig und hat zu besorgen, daß ihn dieser der Polizei anzeigt. Es werden infolge dessen ganz unglaubliche Winkelzüge gemacht, um eine solche Maschine in ihren verschiedenen Theilen bei verschiedenen Handwerkern herstellen zu lassen. Gewöhnlich gibt sich der Besteller für einen Erfinder aus, der das Modell seiner Erfindung dem Patentamt einreichen will und gezwungen ist, über Zweck und Verwendung der Maschinentheile das Geheimniß zu wahren, damit ihm nicht ein Anderer mit dem Patent zuvorkommt. Im Jahre 1883 erschien z. B. bei einem Berliner Schlossermeister ein Mann, der eine Zeichnung vorlegte und eine sehr sonderbar konstruirte Maschine bestellte. Der Schlosser fragte, wozu dieselbe dienen solle, worauf der Besteller erklärte, er wolle damit Saffianleder appretiren, indem er es durch Walzen hindurchgehen lasse. Er zahlte auch eine größere Geldsumme an und bat, die Maschine innerhalb vierzehn Tagen fertig zu bauen. Dem Schlossermeister kam die Sache aber doch verdächtig vor. Er hatte an der Sprache des Bestellers gemerkt, daß dieser ein Ausländer sei, er hatte von ihm erfahren, daß er in Berlin keine feste Wohnung habe, sondern im Hotel logire, die Maschine sah trotz ihrer Sonderbarkeit einer Druckerpresse sehr ähnlich, kurzum, der Schlossermeister beschloß, die Maschine fertig zu stellen, aber auch der Kriminalpolizei Mittheilung zu machen. Als der Besteller erschien, um die Maschine abzuholen, nahm ihn die Kriminalpolizei fest und verlangte von ihm Legitimation und Auskunft. Er legitimirte sich als russischer Unterthan, gab seinen Namen auf Wydryx lautend an und behauptete Ingenieur, Landwirth und jetzt Händler mit Lederwaaren zu sein. Die Maschine sei in der That zum Glätten von Leder bestimmt. Die Kriminalpolizei konnte nichts Anderes thun, als den Mann mit seiner Maschine freizugeben, und erst nach drei Monaten fiel Wydryx definitiv in ihre Hände, nachdem er mit dieser Maschine bereits falsche russische Banknoten angefertigt hatte. Er hatte zu diesem Zwecke nur andere Walzen — die er in Hamburg hatte arbeiten lassen — in die Maschine hineinzusetzen gebraucht.

Außer der Druckerpresse bedürfen die Fälscher auch noch einer Numerirmaschine. Die Banknoten sind bekanntlich mit fortlaufenden Nummern versehen, welche mittelst Buchdrucks hergestellt sind. Auch die Falsifikate müssen mit fortlaufenden Nummern versehen werden, denn würde die Nummer mit auf die Platte gravirt, und jedes Falsifikat dieselbe Nummer tragen, so würde diese schon allein zum Verräther werden und das Anhalten des falschen Geldes erleichtern.

Man sieht, es gehört schon wegen dieser Maschinen Kapital dazu, um sich auf die Falschmünzerei von Papiergeld zu legen, und man muß sich wundern, daß Menschen, die über solche Summen verfügen, nicht Geschäfte damit machen, die weniger gefährlich sind. Man darf aber nicht vergessen, daß die Falschmünzerei, wenn erst die nöthigen Einrichtungen getroffen sind, außerordentlichen Gewinn abwirft. Würden freilich Diejenigen, welche die Falsifikate anfertigen, dieselben auch selbst in den Verkehr bringen müssen, so wäre dies sehr umständlich und gefährlich, man hat daher auch auf diesem verbrecherischen Gebiete zu dem Mittel der Arbeitstheilung gegriffen und eine höchst interessante Geschäftsorganisation zu Wege gebracht.

Die Fabrikanten der Falsifikate haben nämlich einen oder mehrere Agenten, denen sie ihre „Produkte" in hunderten von Stücken gegen einen bestimmten Preissatz verkaufen, welcher gewöhnlich 33⅓ Prozent des Nennwerthes beträgt. Die Fabrikanten können aber täglich mehrere Hunderte von Falsifikaten liefern, und ihr Gewinn ist demnach ein ganz ungeheurer, um so mehr, als bei diesem „Geschäft" nur gegen Kasse gearbeitet wird. Die Agenten haben wiederum ihre vertrauten Unterabnehmer, denen sie die Falsifikate gegen den Preis von 50 Prozent des Nennwerthes liefern. Dieser Preis ist ungefähr der normale; für besonders täuschend hergestellte Falsifikate wird eventuell mehr bezahlt, für minder gut ausgeführte weniger. Diese Agenten sind also die Vermittler zwischen den Fabrikanten und den Verwerthern, und sie sind nothwendig wegen der Sicherheit der eigentlichen Fälscher. Die Personen nämlich, welche von den Agenten die Falsifikate kaufen, um sie in den Verkehr zu bringen, kennen die wirklichen Fabrikanten gar nicht, da sie nur mit dem Agenten verkehren. Wenn sie also bei der Ausgabe gefälschter Noten ergriffen werden, sind sie gar nicht in der Lage, die wirklichen Fälscher zu verrathen, wenn sie selbst wollten. Das ist auch der Kriminalpolizei bekannt, und wenn sie Jemanden entdeckt, der Falsifikate ausgibt, so weiß sie, daß an dieser Entdeckung noch wenig genug gelegen ist, so lange nicht die wirklichen Fabrikanten mit allen ihren Apparaten aufgehoben sind.

Fabrizirt werden grundsätzlich nur Banknoten geringeren Betrages, also bei uns meist Fünfmarkscheine — diese sind sogar schon auf lithographischem Wege hergestellt worden — ferner Zwanzig- und höchstens Fünfzigmarkscheine. Je höher nämlich die Banknoten sind, desto künstlerischer und sorgfältiger ist ihre graphische Herstellung, und um so schwerer sind sie nachzuahmen; dann aber ist das Publikum bei der Empfangnahme hoher Noten viel vorsichtiger als bei geringeren Stücken. Wer einen Hundertmarkschein erhält, sieht sich ihn unwillkürlich genauer an, während er dem Fünfmarkschein nur einen wenig prüfenden Blick zu schenken pflegt und ihn ohne Weiteres einsteckt.

Die Vertreiber des falschen Geldes geben dasselbe nur in großen Städten aus, wo es nicht auffällt, wenn sie bald in einen Cigarren-, bald in einen Papierladen, bald in ein Restaurant, bald an eine Seltersbude treten, um überall einen kleinen Einkauf von zehn bis dreißig Pfennigen zu machen und dabei immer einen Kassenschein zu wechseln. Dann suchen sie Orte auf, wo sehr viel Verkehr herrscht und in großer Schnelligkeit gewechselt wird, z. B. in Bahnhofsrestaurationen vor Abgang des Zuges. An solchen Stellen prüft Niemand erst einen kleinen Kassenschein, sondern gibt so eilig als möglich heraus.

Fällt eine Person der Polizei in die Hände, welche bei der Ausgabe falschen Geldes betroffen wurde, so muß die Behörde doch mit aller Vorsicht zu Werke gehen, denn es kann sich um einen ganz Unschuldigen handeln, der die betreffende Banknote aus fünfter oder gar zehnter Hand hat und gar nicht weiß, daß er eine falsche Note besaß. Es muß aber vor Allem die Persönlichkeit des betreffenden Individuums festgestellt werden, und selbst wenn dieses der Polizei persönlich bekannt ist, muß es dennoch genau untersucht werden. Hat der Ergriffene noch weitere Falsifikate bei sich, so ist er natürlich sofort als überführt zu betrachten. Die körperliche Untersuchung muß eine sehr sorgfältige sein und sich auch auf die Stiefel, das Hutfutter, auf geheime Abtheilungen im Notizbuch oder im Portefeuille erstrecken. Ergriffene Frauenspersonen müssen von sachverständigen, zuverlässigen Frauen auf das Genaueste visitirt werden, da es vorkam, daß sie die Falsifikate in das Korsett oder in die Kleider eingenäht trugen.

Wenn eine solche Unannehmlichkeit einen Unschuldigen trifft, so ist das für ihn sehr peinlich, um so mehr, als er auch noch den Betrag der falschen Banknote verliert. Man hat lange darüber debattirt, wie sich eine Regierung gegen die Leute verhalten soll, die unschuldigerweise in den Besitz falschen Papiergeldes kommen. Soll sie ihnen den Schaden ersetzen? Dann hat sie zu gewärtigen, daß die unbekannten Fälscher ihr durch die Helfershelfer die Falsifikate, unter dem Vorwande, sie hätten sie im Geldverkehr erhalten, direkt zum Schadenersatz präsentiren lassen und so noch ein besseres Geschäft machen als vorher. Soll die Regierung den Schaden nicht ersetzen? Dann werden vielleicht sonst ganz unbescholtene aber unbemittelte Menschen, die den für sie sehr drückenden Schaden von sich abwenden wollen, dazu verleitet, die Falsifikate weiter zu geben, trotzdem sie wissen, daß es Falsifikate sind. — Die deutsche Regierung hat einen sehr praktischen Mittelweg gewählt. Sie bezahlt konfiszirte oder an sie abgelieferte falsche Kassenscheine dem Besitzer erst dann, wenn die Fälscherbande, von welcher die Banknoten herstammen, entdeckt und aufgehoben ist.

Woran erkennt man nun, daß eine Banknote gefälscht ist, wenn es sich nicht gerade um sehr plumpe Nachahmungen handelt? Man erkennt das stets nur an Kleinigkeiten, und es gehört große Uebung dazu, um diese kleinen Unterschiede zwischen Falsifikat und echter Note herauszufinden, denn es handelt sich ja manchmal nur darum, daß ein einziger Buchstabe etwas schief steht oder zu dick gerathen ist, oder der Farbenton zu matt, der Druck vielleicht nicht scharf genug ist. Ein vortreffliches Untersuchungsmittel bildet das Stereoskop. In ein solches werden bekanntlich zwei absolut gleichmäßige, neben einander liegende Bilder gesteckt, die dem Auge als eines erscheinen, weil sie sich vollkommen gleich sind, weil sie einander decken. Schiebt man nun in ein Stereoskop zwei echte Geldscheine, so wird man das klare Bild nur eines Scheines sehen; schiebt man aber einen echten und einen gefälschten Schein hinein, so sieht man wohl auch nur ein Bild, dort aber, wo Unterschiede zwischen den beiden Scheinen vorhanden sind, ist das

Bild undeutlich und unklar, weil ſich jene Stellen eben nicht decken. Zu Entdeckungen von Falſifikaten und zu Unterſuchungen dient auch die Lupe. Man muß aber bei ihrer Anwendung ſehr gewiſſenhaft ſein. Die Banknote muß in kleine Felder eingetheilt, und jedes Feld für ſich genau unterſucht werden.

Diejenigen Banknoten, welche am meiſten gefälſcht werden, ſind die ruſſiſchen. Nach dem Urtheil Sachverſtändiger ſind in Rußland mindeſtens eben ſo viel gefälſchte wie echte Rubelnoten im Umlauf. Die ruſſiſche Regierung hat Jahre lang den Kampf gegen die Fälſcher geführt, indem ſie in allen größeren Städten des Kontinents Kriminalagenten unterhielt, jetzt ſcheint ſie aber die Gegenwehr faſt ganz aufgegeben zu haben, denn ſie unterhält dieſe Agenten nicht mehr. Die Hauptfabrik der falſchen Rubelnoten befindet ſich in England. In Berlin, Dresden und Paris beſtanden ſtets zeitweiſe Filialen, die indeß immer bald polizeilich aufgelöſt wurden. Die Stadt Aachen war in den ſiebenziger Jahren ein wahrer Börſenplatz für den Handel mit gefälſchten Rubelnoten. Dort trafen zu beſtimmten Zeiten des Jahres die Londoner Agenten ein und unterhandelten mit den Abnehmern, welche die Falſifikate in Rußland, Oeſterreich, Preußen und Paris in den Verkehr bringen wollten. Natürlich waren um jene Zeit auch immer geheime Kriminalbeamte in Aachen, denen mancher gute Fang gelang. So wurden im Jahre 1879 in jener Stadt auf einmal 23,000 Stück Falſifikate mit Beſchlag belegt.

Am meiſten gefälſcht werden Noten zu fünfundzwanzig, zu zehn und zu fünf Rubel. Es hat ſich dabei mehrfach herausgeſtellt, daß die Falſifikate ſorgfältiger und ſauberer gearbeitet waren, als die ruſſiſchen Originalnoten, welche in der That bis vor wenigen Jahren noch ſo leicht nachzuahmen waren, daß ſie geradezu zum Fälſchen herausforderten. Die neu ausgegebenen Rubelſcheine ſind allerdings ſorgfältiger ausgeführt. Auch in Deutſchland hat die große internationale Rubelfälſchergenoſſenſchaft ihre geſchäftliche Verbindungen, und außer Berlin, Breslau, Königsberg, Dresden, Leipzig, hat ſie zeitweiſe Agenturen in München, Mainz, Köln, Aachen, Baden-Baden, Stuttgart, Straßburg. Beſonders geſchäftlich eingerichtet iſt ſie aber in der Schweiz. Die Geſellſchaft ſoll unter ihren Agenten Perſonen von beſter Abkunft und ſonſtiger abſoluter Unbeſcholtenheit haben, Individuen, die ſich bei der Sache nicht wegen des Geldgewinnes, ſondern aus Haß gegen Rußland betheiligen. Es ſollen verbannte Polen, Nihiliſten u. ſ. w unter ihnen ſein, denen daran liegt, das ruſſiſche Reich durch die Ueberſchwemmung mit falſchem Papiergeld zum finanziellen Ruin zu bringen.

Humoriſtiſches.



Kindesmund.

Vater: Nein, ein Wiegenpferd kann ich Dir nicht kaufen und unnütz Geld ausgeben, die Kinder koſten ſo ſchon genug, Märchen.

Max: So?! Aber Papa, läßt ſich denn der Storch die Kinder bezahlen?



Gewohnheitsmäßig.

Schaffner (die Coupéthür öffnend und hineinrufend): Umſteigen — Wagenwechſel!

Student (aus dem Schlafe auffahrend): Bitte, prolongiren Sie ihn nur noch dies eine Mal!

In jeder Hinſicht iſt dieſes Treiben ein äußerſt gemeinſchädliches, und die Aufſpürung deſſelben bietet der Kriminalpolizei eines der lohnendſten, aber auch eines der ſchwierigſten Felder ihrer Thätigkeit.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eigenthümlicher Grund. — Der Herzog von Roquelaure war häßlich und wußte, daß er es war. Eines Tages begegnete ihm ein noch häßlicherer Bauer, der mit einer Bittſchrift zum König nach Verſailles wollte. Der Herzog nahm ſich ſofort ſeiner an und ſtellte ihn Ludwig XIV. ſelbſt vor, mit dem Bemerken, er habe große Verpflichtungen gegen dieſen Mann. Nachdem der König das Geſuch genehmigt hatte, erkundigte er ſich nach jenen Verpflichtungen. „Ja, Sire,“ entgegnete der Herzog, „wäre dieſer Pavian nicht auch Ihr Unterthan, ſo wäre ja ich der häßlichſte Mann Ihrer Monarchie.“ [—dn—]

Freimüthig. — Die Kaiſerin Maria Thereſia ſagte eines Tages zum Fürſten Kaunitz, er möge junge, leichtfertige Offiziere nicht avanciren laſſen. — „Ach, Majeſtät,“ erwiederte raſch der Fürſt, „wenn Hochdero Herr Vater ebenſo gedacht hätten, ſo wäre ich heute noch Fähnrich!“ E. K.

Bilder-Räthſel.



Auflöſung folgt in Nr. 44.

Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 42:
Die Wahrheit erhebt voll freudigen Muthes ihr Antlitz mitten in Stürmen und Nacht.

Charade.

(Zweiſilbig.)

Er, der des Ganzen Namen trägt,
Traf heut' allein, die er erkoren,
Und faßte Muth ihr zu geſteh'n,
Daß er ſein Herz an ſie verloren.
Und als er feurig weiter ſprach,
Von ſeinem Lieben, ſeinem Sehnen,
Fiel ſie erröthend ihm in's Wort,
Und ſagt', halb neckiſch, halb in Thränen:
„Genug, mein Freund, Dir iſt's gelungen;
Mit Deiner zweiten Silbe haſt
Die Erſte Du bereits errungen.“

[Claire v. Glümer.]

Auflöſung folgt in Nr. 44.

Auflöſung des Arithmogriphs in Nr. 42:
Braunſchweig, Rubin, Auerbach, Urania, Narciſſe, Schwerin, Cherubini, Hirſch, Weihrauch, Eigenſinn, Jaguar, Genua.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Oſtdeutſchen Zeitung.
Kommandit-Geſellſchaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutſche Verlagsgeſellſchaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.